

Ein Gespräch mit dem Philosophen Markus Wild : "Der Mensch ist ein besonderes Tier"

Autor(en): **Schuler, Andreas / Wild, Markus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2018)**

Heft 3: **Gehirn und Sport**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-842736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Gespräch mit dem Philosophen Markus Wild

«Der Mensch ist ein besonderes Tier»

Als Professor der Philosophie denkt Markus Wild über das Denken nach. Inwiefern dabei auch das Körperliche eine Rolle spielt und wieso die Intelligenz nicht unbedingt im Gehirn sitzt, erzählt er dem Akzent-Magazin in einem Gespräch.

Interview **Andreas Schuler** · Fotos **Claude Giger**

Akzent-Magazin: Würden Sie sich als «vergeistigt» bezeichnen? Schliesslich gilt die Philosophie traditionellerweise als eine Wissenschaft des Geistes, in der das Materielle eine eher untergeordnete Rolle spielt.

Markus Wild: Wahrscheinlich nicht. Denn «vergeistigt» hat oft einen eher negativen Beiklang. Dann nämlich, wenn man damit ausdrücken will, dass jemandem etwas fehlt. Dass jemand nur ein halber Mensch ist. Andererseits kann mit «vergeistigt» aber auch durchaus etwas Positives gemeint sein. Denn als vergeistigt kann auch jemand bezeichnet werden, der sich nicht ausschliesslich auf das Materielle ausrichtet und der Lust hingibt, sondern auch nach geistigen Werten und Idealen sucht. Diese Beschreibung kann ich gut akzeptieren. In diesem Sinn vergeistigt zu sein kann eine Perspektive aufsteigen, die nicht nur auf sich selbst und den eigenen Vorteil gerichtet ist. Allerdings schliesst das keineswegs aus, dass man soziale Beziehungen liebt, seine körperlichen Bedürfnisse achtet und einen lustvollen Umgang mit Dingen wie etwa gutem Essen pflegt. Ich denke, auch das gehört zur Philosophie.

In der Geschichte der Philosophie stellte das Körperliche lange ein Randthema dar und wurde eher stiefmütterlich behandelt. Der Körper galt generell als etwas

Negatives und Störendes. Momentan scheint sich dies etwas zu ändern. Wie erklären Sie sich das?

In der Geschichte der Philosophie erscheint der Körper tatsächlich als et-

was eher Negatives. Er galt lange als Ort der Triebe und der Emotionen. Und diese wiederum galten als etwas Störendes, das es zu beherrschen gilt, da der Mensch sonst vom richtigen und vernünftigen Weg abzukommen droht. Zudem war der Körper historisch gesehen lange ein Ort des Leidens und des Gebrechens. Bis vor nicht allzu langer Zeit führten zahlreiche Krankheiten viel schneller zum Tod oder zu schweren Missbildungen und anderen Beeinträchtigungen als heute. Heute haben wir das Wissen und die Möglichkeiten, den eigenen Körper zu kontrollieren und gesund zu halten. Dass der Körper in letzter Zeit zunehmend positiver betrachtet wird, hat bestimmt auch mit diesen neuen Möglichkeiten zu tun. Davon wurde der Körper hingegen sehr schnell zu einem Hindernis, das einem die eigene Hinfälligkeit und Vergänglichkeit sehr deutlich vor Augen führte. Obwohl diese Verletzlichkeit zu einer gewissen Abwertung des Körpers führte, war es auf eine bestimmte Weise jedoch gerade diese Verletzlichkeit, die ihn indirekt ins Zentrum des philosophischen Interesses rückte. Denn die eigene Hinfälligkeit und Sterblichkeit waren schon immer Kernthemen der Philosophie. Und mit diesen Themen wurde letztlich auch immer auf die Körperlichkeit Bezug genommen.

Für Philosophieprofessor Markus Wild ist klar, dass das Gehirn mehr ist als ein Computer: «Solange wir unser Denken als Computer verstehen, bleibt es unverständlich, wie kreative Gedanken entstehen können.»



Markus Wild engagiert beim Gespräch ...

Man könnte sagen, dass es in der Philosophie mehr als einen Körper gibt. So sprechen einige Philosophen und Philosophinnen davon, dass wir neben dem Körper auch einen Leib besitzen. Das wirkt auf den ersten Blick etwas seltsam. Sind Leib und Körper denn nicht dasselbe?

«Das Gehirn lässt sich nicht so einfach vom Rest des Körpers trennen.»

Die Unterscheidung von Körper und Leib wirkt zunächst tatsächlich etwas seltsam. Sie wirkt vor allem dann seltsam, wenn man sich vorstellt, dass es sich dabei um zwei verschiedene Gegenstände handelt. Das kann ja eigentlich nicht sein. Schliesslich befindet sich da, wo ich gerade sitze, nur ein einziges Ding – nämlich mein Körper. Verständlich wird die Unterscheidung jedoch dann, wenn man sich den Unterschied zwischen Leib und Körper als



... in der Universitätsbibliothek in Basel.

Unterschied zwischen zwei verschiedenen Perspektiven auf einen einzigen Gegenstand vorstellt. Eine dieser Perspektiven, die Perspektive auf den Körper, bezeichnet die Perspektive von aussen. Die andere, die Perspektive auf den Leib, verweist hingegen auf die Perspektive von innen. Aus der Körperperspektive wird der Körper als physikalisch-materieller Gegenstand betrachtet. Aus der Leibperspektive geht es hingegen um die Körpererfahrung. Um die Frage, wie es sich anfühlt, im eigenen Körper zu sein. Man spricht auch von der Perspektive auf den «gelebten Körper». Nun reicht die Grenze dieses gelebten Körpers weiter als jene des physikalischen Körpers. Schliesslich gehören zur subjektiven Erfahrung des Körpers beispielsweise auch soziale Abstände. Jene Räume also, die unangenehme Nähe von angenehmer Nähe

Man kann durchaus sagen, dass der Körper in der Philosophie momentan eine immer wichtigere Position einnimmt. Und daran hat auch der Ansatz der Verkörperung seinen Anteil. Dieser Anteil besteht vor allem in einem veränderten Blick auf den Körper. Dieser wird nämlich nicht einfach als Instrument gesehen, das Entscheidungen umsetzt, die von einer intelligenten Instanz gefällt werden. Vielmehr wird der Körper als etwas betrachtet, das selbst eine gewisse Intelligenz besitzt.

Um die Bedeutung dieses neuen Ansatzes zu verstehen, ist ein Blick in die Philosophiegeschichte nötig. So wurden in der Geschichte der Philosophie der Körper und der Geist lange als zwei völlig verschiedene Dinge betrachtet. Im 19. Jahrhundert kam dann die Idee auf, dass Körper und Geist identisch sind. Dass also auch der Geist etwas Körperliches ist. Konkret bedeutete dies zu nächst die Gleichsetzung von Gehirn und Geist. Allerdings blieb auch in dieser neuen Auffassung der alte Gedanke erhalten, wonach der Körper von einer bestimmten Instanz gesteuert und gelenkt wird. Nun war diese Instanz einfach nicht mehr ein unkörperlicher Geist, sondern das Gehirn.

Allerdings hat sich schnell gezeigt, dass sich das Gehirn nicht so einfach vom Rest des Körpers trennen lässt, da es sehr stark damit verbunden ist. Und es wurde klar, dass man den Körper sinnvollerweise nicht einfach als austauschbare Maschine betrachten kann, die von einem intelligenten Gehirn gesteuert wird. Diese Einsicht kann etwa am Beispiel eines begnadeten Pianisten verdeutlicht werden. Wenn man das Gehirn eines solchen Pianisten in einen beliebigen anderen Körper einpflanzen würde, würde dabei nicht automatisch wiederum ein guter Pianist herauskommen. Der Grund dafür ist, dass die Intelligenz und damit die Fähigkeiten des Pianisten nicht an einem zentralen Ort, sondern in jeder Faser seiner Muskeln stecken. Ein guter Pianist ist also nicht bloss ein schlaues Gehirn mit einem Körper dran. Vielmehr steckt die entsprechende Intelligenz im Körper

In den letzten Jahren hat sich in der Philosophie ein Ansatz herausgebildet, der als «Embodiment» oder auf deutsch als «Verkörperung» bezeichnet wird. Was steckt hinter diesem Begriff? Handelt es sich dabei um den Versuch, das Körperliche vermehrt ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen und ihn dadurch gewissermassen zu rehabilitieren?

selbst. Die Intelligenz und den Geist in dieser Art im Körper selbst zu verorten, ist ein zentrales Anliegen des Ansatzes, den man als Embodiment bezeichnet.

Das Embodiment ist eine von verschiedenen Möglichkeiten, das Verhältnis von Körper und Geist zu erklären. In der Philosophie gibt es davon eine ganze Reihe. Zwischen ihnen kommt es zu zuweilen hitzigen Debatten und heftigen Auseinandersetzungen. Und das Phänomen ist nicht neu. Die Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist hat durch die gesamte Philosophiegeschichte hindurch immer wieder zu heftigen Debatten zwischen den verschiedensten Positionen geführt. Was macht diese Frage zu einem solchen Reizthema?

Die Gründe dafür sind komplex. Zwei Aspekte sind aus meiner Sicht wichtig. Einer davon hat mit dem Unterschied zwischen Mensch und Tier zu tun. Das Verhalten des Tiers gilt als durch und durch von körperlichen Bedürfnissen

«Mein Geist sitzt nicht bloss in mir, sondern ebenso in meinem Computer.»

bestimmt. Es ist in diesem Sinne ein rein körperliches Wesen. Wenn ein Tier stirbt, bedeutet dies daher sein endgültiges Ende. Der Mensch hingegen gilt als ein Wesen, das neben den körperlichen Bedürfnissen auch geistige hat und zu moralischem Handeln fähig ist. Diese Unterscheidung gerät ins Wanken, wenn man die Meinung vertritt, dass der menschliche Geist letztlich etwas Körperliches ist. Das hiesse nämlich letztlich, dass der Mensch ein Tier ist; wenn auch eine besondere Art von Tier. Damit ist eine Menge Angst verbunden. Etwa die Angst vor dem Tod oder die Angst vor den eigenen Emotionen. Und eben diese Ängste spielen auch in die Debatten um das Verhältnis von Geist und Körper hinein.

Ein zweiter Aspekt hängt mit religiösen Vorstellungen zusammen. Diese beinhalten oft den Gedanken, dass es ein geistiges Leben gibt, das unabhängig vom Körper existiert. Dieser Gedanke ist etwa im Glauben an höhere Wesen erkennbar, wie Götter oder Engel. Er liegt auch der Auffassung zugrunde, dass der körperliche Tod überdauert werden kann. Die Trennung von Geist und Körper ist daher aufs Engste mit religiösen Vorstellungen verbunden. Und diese Vorstellungen wiederum waren lange das Zentrum ganzer Gesellschaften und ihrer Strukturen – und sind es teilweise heute noch.

«Ein Computer ist nicht wirklich kreativ und erfindet wenig Neues.»

Wird nun die Existenz eines rein geistigen Teils im Menschen bezweifelt, werden damit auch jene religiösen Vorstellungen in Frage gestellt, die auf einer Trennung von Geist und Körper basieren. Und eben dies ist ein weiterer Grund dafür, weshalb die Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist hitzige und zuweilen auch politische Debatten auslöst.

Wie würden Sie das Verhältnis von Körper und Geist definieren?

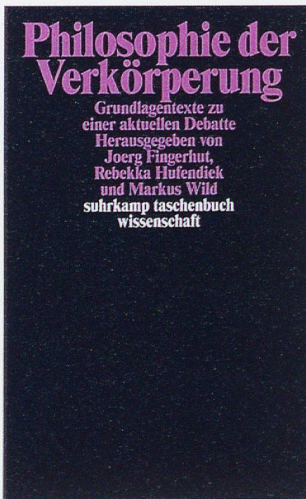
Ich gehöre zu einer Gruppe, die man als «Naturalisten» bezeichnet. Als Naturalist vertrete ich die Auffassung, dass auch der Mensch eine besondere Art von Tier ist. Den Menschen und seine Fähigkeiten halte ich im Wesentlichen für Produkte der Evolution. Ich denke also nicht, dass der Geist, das Bewusstsein und das Denken Dinge sind, die unabhängig von körperlichen Prozessen bestehen.

Ein anderer wichtiger Aspekt meiner Auffassung besteht darin, dass ich das Denken nicht bloss im einzelnen Individuum verorte. Demnach sitzt mein Geist nicht bloss in mir, sondern ebenso in meinem Computer, meinem Notizbuch oder anderen Menschen. Diese erweiterte Auffassung bezeichnet man auch als «soziale Auffassung» des menschlichen Geistes. Verdeutlichen

kann man diesen Gedanken daran, dass viele Menschen ihre Umgebung so einrichten, dass sie sich nicht mehr viel überlegen müssen, sondern vor allem nach Gewohnheiten handeln können. Im Prinzip werden dabei Gedächtnisleistungen an die Umwelt abgegeben. Daher verlieren Menschen ein gewisses Mass an Intelligenz, sobald man sie aus ihrer gewohnten Umgebung hinausnimmt. Wir kennen das, wenn wir mit einer neuen Küche konfrontiert sind. Auf einen Schlag werden dann aus zuvor intelligenten Handgriffen eher unbeholfene Verhaltensweisen. Aus meiner Sicht erklärt sich dies daraus, dass unsere Umgebung immer auch ein Teil unserer Intelligenz und unseres Geistes ist.

Wenn man den Geist so eng an den menschlichen Körper bindet, könnten Disziplinen wie die Neurowissenschaft versucht sein zu sagen, dass die Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist bei ihnen eigentlich in den besseren Händen ist als bei der Philosophie. Was würden Sie darauf entgegnen?

In einem gewissen Bereich würde ich dem zustimmen. Denn Philosophen haben sich zuweilen auch mit genuin neurologischen Fragen auseinandergesetzt. So haben etwa Descartes und Aristoteles über Dinge geschrieben, die Neurowissenschaftler heute viel besser beschreiben können als Philosophen. Andererseits existieren in der Neurowissenschaft manchmal auch zu einfache Vorstellungen über bestimmte Dinge. Ich will hier zwei Beispiele nennen. Ein Beispiel betrifft das Bewusstsein. Das Phänomen des Bewusstseins zeigt sich etwa darin, wenn wir den Geschmack einer Erdbeere oder die Weichheit von Samt wahrnehmen. Solche Wahrnehmungen bezeichnet man als Bewusstseinsqualitäten. Diese werden in der Neurowissenschaft nun häufig viel zu schnell mit Prozessen im Gehirn gleichgesetzt. Dabei ist es ziemlich rätselhaft, wieso diese Dinge Hirnprozesse sein sollen. Etwas drastisch ausgedrückt: wenn ich eine Erdbeere esse



Joerg Fingerhut, Rebekka Hufen-diek und Markus Wild:
Philosophie der Verkörperung.
Grundlagentexte zu einer aktuellen Debatte.

Suhrkamp, Berlin 2013
ISBN 978-3-518-29660-8

und ein Neurowissenschaftler gleichzeitig mein Gehirn ableckt, dann schmeckt das für ihn nicht nach Erdbeere. Das Empfinden des Geschmacks ist nämlich subjektiv, während der Wissenschaftler einen objektiven Zugang zu meinem Gehirn hat. Daher bekommt die Neurowissenschaft dieses subjektive Erleben bisher noch nicht wirklich in den Griff. Hier steht noch viel Arbeit an, um die sich die Neurowissenschaft, die Philosophie und andere Disziplinen gemeinsam kümmern sollten.

Das andere Beispiel betrifft unser Denken und die Tatsache, dass dieses offenbar sehr kreativ ist und keineswegs immer aus logischen Schlussfolgerungen besteht. Nun besteht die Standarderklärung unseres Denkens jedoch darin, dass man das Denken mit einem Computer vergleicht. Das ist ein Problem. Denn ein Computer ist etwas, das sehr stark nach bestimmten Regeln funktioniert. Ein Computer ist daher auch nicht wirklich kreativ und erfindet wenig Neues. Solange wir unser Denken als Computer verstehen, bleibt es daher unverständlich, wie kreative Gedanken entstehen können. Wir brauchen also ein neues Bild des Denkens, das gerade auch dessen Kreativität zu erklären vermag. Ich denke nicht, dass diese Aufgabe alleine in den Zuständigkeitsbereich von Neurologinnen und Neurologen fällt.

Zum Schluss noch eine etwas spezielle, aber durchaus ernst gemeinte Frage. Geistige Fitness wird oft in einen engen Zusammenhang mit der körperlichen Verfassung gesetzt. Körperliche Fitness gilt zuweilen gar als Voraussetzung geistiger Leistungsfähigkeit. Sind sportliche Menschen also die besseren Philosophinnen oder Philosophen?

Das würde ja voraussetzen, dass Sport der körperlichen Gesundheit immer zuträglich ist. Ich denke jedoch, dass dies nicht der Fall ist. Wie gesund Sport tatsächlich ist, hängt immer auch vom Mass der sportlichen Aktivität ab. In bestimmten Formen kann Sport durchaus auch ungesund sein.

Spannend ist aber die antike Herkunft der Idee eines Zusammenhanges von gesundem Körper und gesundem Geist. Sie hängt eng mit der antiken Auffassung zusammen, dass die Philosophie nicht einfach eine wissenschaftliche Disziplin, sondern auch eine Lebensform ist. Und ein wichtiger Teil dieser Lebensform bestand darin, dem Körper keine schädlichen Dinge zuzuführen, ihn nicht verweichlichen zu lassen und ihn durch Übungen und Sport fit zu halten. Denn, so der Gedanke dahinter, nur wer Herr über seinen Körper ist, kann sich mit der gleichen Disziplin auch seinem Geist widmen.

Diesen Aspekt weist die Philosophie heute nicht mehr auf. Sie ist eine akademische Disziplin unter anderen. Eine besondere körperliche Disziplin gehört denn auch nicht mehr zwingendermaßen zum Philosophieren dazu. Wenn Philosophen oder Philosophinnen heute körperlich fit sind, dann wahrscheinlich weniger, weil sie Philosophen oder Philosophinnen sind, sondern weil sie zu einem Segment gut ausgebildeter Menschen gehören, die um die Wichtigkeit wissen, auf den eigenen Körper zu achten.

Mir persönlich ist der ursprüngliche Zusammenhang von Philosophie und Lebenspraxis sehr wichtig. Allerdings halte ich die Ansicht für falsch, dass ein gesunder Körper automatisch zu gutem Denken führt. Ein gesunder Körper ist vielleicht eine Voraussetzung dafür. Indem ich Sport mache, werde ich jedoch nicht automatisch auch ein besserer Denker. Dafür braucht es eine besondere Art von Training. Ein Training im Denken selbst. ■



Markus Wild und die Philosophie des Geistes

Markus Wild, 1971, stammt aus der Ostschweiz und studierte Philosophie und Germanistik an der Universität Basel. Weitere Stationen seiner akademischen Laufbahn führten ihn 2003 an die Humboldt Universität in Berlin und 2012 als SNF-Förderprofessor an die Université de Fribourg. 2013 wurde er an seiner Alma mater in Basel Professor für theoretische Philosophie. Schwerpunktmässig beschäftigt sich Markus Wild mit der Philosophie des Geistes, der philosophischen Anthropologie und der Tierphilosophie.